

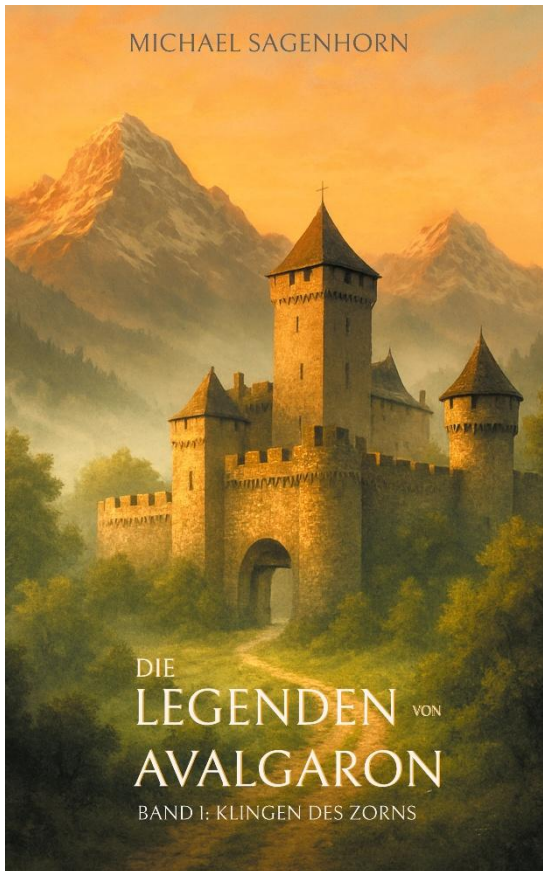
Die Legenden von Avalgaron – Band 1 Klingen des Zorns – Leseprobe

Michael Sagenhorn

Die Legenden von Avalgaron

Band 1: Klingen des Zorns

LESEPROBE



Michael Sagenhorn, geboren in München. Seit über zwanzig Jahren publiziert er Texte und Geschichten im Bereich der Phantastik - seit einigen Jahren auch Filmbesprechungen für seinen Phantastik-Blog, für »BWA«, dem Clubmagazin des Science Fiction Club Baden-Württemberg und für »Andromeda Nachrichten«, dem Vereinsmagazin des Science Fiction Club Deutschland e.V.

Besuche auch den Blog des Autors:

<https://www.phantasaria.de>

Kapitel I

Eine ungewisse Zukunft

1.1

»Was nach dem Pakt zwischen den Schemmen und dem dunklen Gott genau geschah, ging mit vielen Überlieferungen der ersten Tage verloren. Sicher ist: Heute gehören die Schemmen zur abscheulichsten Bedrohung, welche die Welt Avalgaron jemals hervorgebracht hat, denn sie wissen, viele dunkle Aspekte in sich zu vereinen. Dieses gnadenlose Volk wird von einer nie enden wollenden Blutgier, unvorstellbarer Mordlust und exzessiver Zügellosigkeit beherrscht. Qual und Lust sind ihre Lebensessenz, Krieg ihre größte Passion. Und mit ihnen ziehen Dämonen, üble Phantasmagorien und dunkle Geister in die Schlacht. Alles andere wird als Feind betrachtet und entweder versklavt oder ausgerottet, im Wahn des Ewigen Krieges.

Nur wenige Relikte in verborgenen oder unerforschten Winkeln des Reiches erinnern uns an Kulturen, die einstmals über Avalgarons Boden gewandelt sind, bevor sie von den Schemmen zerstört wurden. Einzig die Fjöhnen, die Flüsterer der Wälder, die Skauss, die Gebieter des Dschungellandes, die Dwarks, die Meister der Berge und einige weniger oft anzutreffende Wesen überlebten die alten, wütenden Tage des Krieges ... ach ja, und uns Menschen darf ich nicht vergessen.«

So ernst Nikodems Gesicht beim Erzählen auch war, bei seinem letzten Satz musste der alte Zauberer doch ein wenig schmunzeln und entblößte dabei seine trotz des hohen Alters weißen Zähne. Wahrscheinlich eine unbewusste Reaktion auf die ernststen Mienen der beiden Kinder, in der Hoffnung, ihnen

ebenfalls ein kleines Lächeln zu entlocken. Sie saßen vor ihm auf dem Eichenholzboden.

Die Sonne stand bereits tief und sandte ihre abendlichen Strahlen durch das ovale Fenster neben der Eingangstür seiner bescheidenen Stube. Nikodems Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Sonnenlicht passierte die grünen Topfpflanzen vor dem Fenster und streifte die steinernen Züge der Kinder. Dann verlief es sich im hinteren Teil der Stube, dort, wo vor einem schweren, unordentlich eingeräumten Bücherregal ein langer Tisch mit Alchemiegefäßen und Phiolen stand. Der einfache Hocker, der zum Tisch gehört, fehlte. Auf dem hatte Nikodem momentan Platz genommen.

Nikodem musterte die beiden eindringlich mit seinen dunklen, fast eingefallenen Augen. Was mag sie wohl bewegen? Nicht einmal er, dem seine Studien der arkanen Künste den Titel eines Magnors, eines hohen Gelehrten, eingebracht hatten, wusste die Züge der Kinder zu deuten. Grübelnd glättete er mit seiner Hand den grauen, struppigen Bart, der ihm am Kinn herunterwuchs.

Gunter von Warstein hieß eines der Kinder. Ein hagerer zwölfjähriger Junge aus einem hohen Haus der Dornritter. Sein Vater, Heinrich von Warstein, hatte sich aufgrund seiner Taten bereits im Alter von 16 Jahren einen legendären Namen im Kaiserreich gemacht. Deshalb waren die Erwartungen an seinen einzigen Nachkommen entsprechend hoch. Mit dieser Tatsache kam der Junge allerdings nicht gut klar. Allein vom Äußeren her hatte er nur wenig mit seinem Vater gemein. Er ähnelte eher seiner Mutter Helena. Wie bei ihr schimmerten seine schwarzen, glatten Haare wie nasses Fell, wenn die Sonne darauf fiel,

ganz anders als bei Heinrich, dessen rote Lockenpracht ihn unverkennbar aus der Masse herausstechen ließ.

Die zarten Züge des Jungen deuteten eher auf einen sanften, feinfühligem Menschen hin. Bei vielen Gleichaltrigen hatte der Krieg bereits einen derben Ausdruck in deren Gesichtern gemeißelt. Ihr wilder Blick verrät ihren Hunger auf eine richtige Schlacht. Gunters Miene hingegen war eher friedvoll, als hätte man einen Barden statt eines Kriegers vor sich. Aber bei den Übungskämpfen verlor sich der Eindruck rasch. Die fehlende Stärke kompensierte Gunter mit Geschwindigkeit und List. Gunter wollte seine Kämpfe gewinnen. Wie bei den anderen jungen Kriegern, nicht nur des Ruhmes wegen, sondern ein Sieg war einfach lebensnotwendig, während dieser blutigen Tage.

Die Menschen der Kriegerkasten mussten von Beginn an lernen, unterschiedliche Waffen zu beherrschen, wenn sie auf dieser rauen Welt überleben wollten. Nicht nur die Schemmen machten den jungen Völkern das Leben auf Avalgaron schwer. Es gab auch andere Kreaturen, nicht so zahlreich, aber ebenso tödlich. Die schwarzen Harpien, die den weiten Weg von den Dürsterhöhlen mittels ihrer Schwingen in kürzester Zeit hinter sich bringen können, richten Zerstörung in den Dörfern der Menschen an und hinterlassen nichts als Tod und Chaos. Die Steingiganten, in allen Gebirgen anzutreffen, machen vor allem den Dwarks das Leben schwer. Diese bis zu dreißig Meter hohen Kolosse waren in der Lage, enormen Schaden anzurichten, und nur unter Aufbietung aller Kräfte zu besiegen. Die Greiss, braune Kobolde, deren Aussehen stark an Kröten erinnert, hatten ihr Zuhause in den Sümpfen von Moorlanden und machten

die Reisen auf den Handelsstrecken zwischen den großen Städten zu einem gefährlichen Abenteuer.

Im Süden aber, dort wo die Schemmen hausen, gibt es noch viel unaussprechlichere Wesen in Gebieten, die das Menschenvolk schon vor langer Zeit vergessen hat.

Gegen all diese Feinde, die mit dem Pakt des gefallenen Schemmenkönigs Somoon kamen, jenem Hochkönig, der das Unheil nach Avalgaron brachte, müssen sich die anderen Völker schon seit über zehntausend Jahren zur Wehr setzen.

Der ewige Krieg verhinderte zwar bisher einen nennenswerten technischen Fortschritt bei den einzelnen Kulturen, aber ihre Fähigkeit zu kämpfen wuchs mit jedem Jahr, das sie überlebten.

Steinern fixierten Gunters grasgrüne, wache Augen den alten Lehrmeister.

»Ernst«, dachte Nikodem und glättete seine oft geflickte braune Robe. Vielleicht zu nachdenklich für seine jungen Jahre, aber wenigstens bleibt er unerschrocken, wenn ich von den Schemmen erzähle.

»Wie konnte dieses einstmals hohe Volk es zulassen, dass ihr König es in die Verdammnis führte?«, fragte Gunter.

»Sie erkannten König Somoons Plan nicht und vertrauten ihm blind. Denn einst war er ein guter, edler König.

Nur seine Magier waren von Beginn an eingeweiht. Als den übrigen gewahr wurde, was mit ihnen geschah, war es bereits zu spät.

Nicht wenige bereuten die Entscheidung ihres Königs. Diese haben natürlich nicht lange gelebt, wie du dir denken kannst, junger Freund. Es gab keinen Schutz für die verbliebenen Schemmen des alten Glaubens. Mit der Zerstörung ihrer

Tempel und der Abschlachtung ihrer Kleriker haben sie den Bund mit ihren alten Göttern gebrochen. Zudem wurden alle Magier vernichtet. Heute sind sie das einzige Volk, das Magie verachtet«, erläuterte Nikodem.

»Warum sind sie dann so schwer aufzuhalten? Wir haben doch mächtige Magier!«, warf Gunter ein.

»Habe ich euch beiden schon von den Blutgeißlern erzählt?« Das war eher eine rhetorische Frage. »Jaaa, ich glaube, ich habe von ihnen erzählt.« Nikodem klopfte Gunter mit der Faust leicht auf die Stirn. »Ist da drin noch jemand aufmerksam? Die magieabweisende Aura der Blutgeißler ...«

»... macht den Einsatz von Zaubern unmöglich«, ergänzte Gunter und bewies somit, dass er den Unterricht sehr wohl verfolgt hatte. »Trotzdem kann ich mir kaum vorstellen, dass unsere mächtige Magie diese Wesen nicht aufhalten kann.«

Nikodem seufzte nachgiebig. »Allein die grauenvolle Präsenz dieser seelenlosen Kreaturen kann bewirken, dass selbst ein beherzter Krieger weinend vom Schlachtfeld flieht. Glücklicherweise sind Blutgeißler äußerst selten. Sonst wäre der Krieg bereits verloren. Bete, Gunter! Bete, dass du nie einem begegnest!«

Gunter fröstelte. Nikodem und auch sein Vater hatten ihm von den Seelenlosen berichtet. Geschichten, die er nur allzu gern wieder vergessen würde. Über die Blutgeißler zu viel nachzudenken, heißt, sie zu beschwören – zumindest wird das erzählt.

Das zweite Kind ist bisher stumm geblieben. Tief in Gedanken versunken hockte das zehnjährige Mädchen neben Gunter und drückte ein rot-braun gemustertes Kissen an ihre Brust. Ihre Augen, die wie zwei schwarze Edelsteine glänzten, verrieten eine abgründige, fast schon geerbte Qual. Das Mädchen war

umgeben von einer Aura der Trauer, so tief, dass man sie eigentlich in die Arme hätte schließen wollen, um sie zu trösten.

Ihr Leid war in ihrem Herzen verwurzelt. Im Grunde kannte sie nichts anderes. Seit sie denken kann, wandert sie scheu und beklommen durch Katzenwinkel, das Dorf, in dem sie mit Nikodem zusammenlebte.

Die Bürger in dieser kleinen Siedlung, die zum Gebiet der Dornritter gehörte, waren im Grunde einfache, aber aufrichtige Menschen, denn trotz des ewigen Krieges hatten sie ihr Herz am rechten Fleck, ihr Handeln war geprägt von guten Absichten. Das lag vor allem auch daran, dass der Krieg sie enger zusammengebunden hatte. Trotzdem wäre es keinem Dorfbewohner in den Sinn gekommen, dem traurigen Mädchen Trost zu spenden.

Das Mädchen hatte ihre Eltern schon zu Beginn ihres Lebens an den Krieg verloren. Sie waren umgekommen. Von Feinden erschlagen. Doch niemand in Katzenwinkel kümmerte es. Außer Nikodem, bei dem sie aufwächst, und Gunter, ihrem einzigen Freund, redete niemand mit ihr, es sei denn, es galt, sie zu beschimpfen oder zu demütigen. Der Grund für die ablehnende Haltung der anderen Bewohner war einfach. Sie war der Feind. Sie war eine Abscheulichkeit. Sie gehörte zu den Schemmen.

1.2

Die Schlacht um die Grabsteinhügel – Zehn Jahre zuvor

Neben den riesigen, prächtig gerüsteten Dornrittern, den Elitkämpfern des Kaisers, wirkte Nikodem in seiner schlichten, braunen Robe beinahe wie ein gewöhnlicher, etwas knöchriger Mann.

Eine neue Schlacht stand bevor. Eine weitere von unzähligen erbitterten Schlachten, die der Magier an der Seite dieses Ritterordens ausgefochten hat. Oft dachte er, es würde seine letzte sein, doch der tödliche, alles beendende Streich hatte ihn nie ereilt. Jetzt, mit seinen hundertdreißig Jahren, fragte er sich, ob er den Göttern für ihr Spiel um diese Welt zu wichtig war, um ihn abzurufen, oder war er am Ende so belanglos, dass sie ihn ganz vergessen hatten?

Noch konnte Nikodem nicht wissen, dass die launenhaften Götter oder ein seltsames Schicksal an diesem Tag eine Überraschung für ihn bereithalten sollte, die selbst ihn in grenzenloses Staunen versetzen würde.

Diesmal waren die Dornritter ausgesandt worden, um eine Großoffensive des Feindes zu stoppen, der wie ein Heuschreckenschwarm in das Kaiserreich der Menschen hereingebrochen war.

Fünfhundert Dornritter mit ihrem Gefolge und zehn Magier sollten den Schwarm der Schemmen, der viele tausend Männer und Frauen zählte, vom Herzen des Reiches fernhalten.

Die Armee des Kaisers hatte trotz ihrer zahlmäßigen Unterlegenheit eine gute Chance, die Schemmen zu schlagen. Das dunkle Volk ist grazil und feingliedrig, sodass ein einzelner Krieger mühelos von einem erfahrenen Kämpfer bezwungen werden kann.

Zudem waren sie kaum bekleidet. Rüstungen blieben nur ihren Anführern vorbehalten. Gewöhnliche Krieger zogen fast

oder gänzlich nackt in die Schlacht, denn es machte ihnen Freude, das warme Blut der Feinde auf der bloßen Haut zu spüren, gemeinsam mit dem lauen Wind des Krieges, der das Blut der Abgeschlachteten auf ihren Leibern trocknete.

Solange das Blut aber frisch und rot war, bildete es einen kontrastreichen Gegensatz zur Schemmenhaut. Denn neben den markanten spitzen Ohren und den dunklen Augen war die blass-blaue Haut der Schemmen ein weiteres unverwechselbares körperliches Merkmal dieses Volkes.

Die mitgeführten Waffen der unverhüllten Kämpfer aber waren bestialisch und effektiv. Es gab keine Klinge, die nicht das Fleisch brutal zerreißen konnte, denn aus den Schneiden wuchsen metallene Zähne mit scharfen Spitzen oder Widerhaken.

Es war schon fast dunkel, als die Ritter in der Nähe des Schemmenlagers Position bezogen. Der nahe Wald bot ihnen Schutz vor einer zu frühen Entdeckung. Das Grollen eines aufziehenden Unwetters übertönte den für Ritter ungewöhnlich leisen Vorstoß.

Langsam, nicht zu hastig, schnellten die Ritter in Richtung des Feindes. Vorgelagerte Späher wurden lautlos beseitigt, während das Rauschen des einsetzenden Regens den lauter werdenden Donner begleitete.

Blitze zuckten. Tauchten das Schemmenlager für einen Lidschlag in grelles Licht. Filigrane Gestalten huschten umher.

Wurden die Ritter entdeckt? Ohne Blitzlicht wurde das Lager in fast völlige Dunkelheit getaucht. Lichtspendende Fackeln suchte man vergebens. Egal! Der Großmeister des Ordens hatte seine Streiter nah genug herangeführt. Das Zeichen zum Angriff erschallte, Soldaten entzündeten Fackeln, Bogenschützen legten an. Zu dem stärker werdenden Regen regnete es Pfeile.

Die tödlichen Geschosse sollten die Schemmen dezimieren, bevor die Ritter das Lager erreichten.

Nikodem hörte die Schemmen fluchen und heulen. Sie riefen unselige Worte, die zum Bluttanz einluden – jene Trance, die die Schemmen zur furchtlosen Raserei antrieb. Die Krieger pushten sich gegenseitig auf und jagten den Menschen entgegen.

Die zögerten nicht, in die blauen Leiber hinein zu branden, ebenso gnadenlos tödlich wie der Feind und ebenso brutal.

Der Pfeilregen hörte auf, der Wirbelsturm der Schwerter begann. Unzählige Schemmen lagen bereits niedergestreckt durch Pfeile auf der feucht gewordenen Erde. Blut mischte sich mit Regen, Schlamm mischte sich mit Gedärm. Man roch das Eisen des Blutes, schlitterte durch ausgeweidete Leiber. Hier konnte ein Soldat seinen Stuhl nicht mehr halten, während ein Schemm seinen Hals zersägt, dort wurde ein blauhäutiger Schlächter von einem Dornritter in zwei Hälften geteilt.

Bereits in den ersten Minuten der Schlacht waren die Dahingeschlachteten kaum noch zu zählen. Die todbringende rote Flut der Dornritter riss jeden, der kein Mensch war, mit sich. Tosender Donner waren die Pauken des Triumphes in einem bestialischen Konzert aus Todesschreien und Schmerzensgeheul, dessen Komponist der dunkle Gott persönlich war.

Und man schien ihn lachen zu hören, durch das Grollen der schwarzen Wolkentürme, die immer wieder von zuckenden Blitzen zerteilt wurden. Die Ritter und ihre Soldaten hieben nach Männern und Frauen, denn bei den Schemmen gibt es hier keine Unterschiede. Beide Geschlechter waren bestialische Kämpfer.

Auch die vom dunklen Volk mitgeführten Fleischbestien starben in Rudeln. Für gewöhnlich bildeten die Fleischbestien die erste Welle des Angriffs. Allein schon der Anblick dieser

unheimlichen Wesen konnte in einer Schlacht ohne Ritter, die die Moral hochhielten, für Panik sorgen.

Diese hautlosen, bulligen Hundekreaturen zeigten jede blutige Faser ihrer Muskeln. Von Weitem hätte man sie tatsächlich mit aus der Unterwelt entlaufenen Hunden verwechseln können, wäre da nicht ihre enorme Statur gewesen. Ihren voluminösen Schädeln fehlten die Augen, dafür aber war ihr lippenloses Maul voller spitzer Zähne. Gelber Geifer tropfte heraus, während sie mit einem ausgeprägten Geruchssinn nach neuen Opfern schnüffelten. Jede Pranke war mit acht Klauen bewaffnet, die mühelos die stärkste Rüstung wie Pergament zerreißen konnten. Ihr lautes Geheul hallte selbst durch die entferntesten Täler. Doch die kampferfahrenen Ritter blieben unbeeindruckt. Sie stellten sich ihnen furchtlos entgegen.

Sie erschlugen auch Bantaveen, größere Flugtiere, mit denen Klanführer und ihre engsten Vertrauten in die Schlacht zogen. Bantaveen gehören zu den hässlichsten Kreaturen, die man auf Avalgaron finden kann. Ihre braune Haut war voller Knorpel und Beulen. Darunter schimmerten über den gesamten Leib verteilt giftgrüne, dicke Adern. Sich windende Würmer wuchsen oberhalb der platten Schnauze hervor und bildeten einen ekelerregenden, tentakelartigen Oberlippenbart, wobei sie Hunderte kleiner, rasiermesserscharfer Zähne verdeckten, die jedes Fleisch binnen Sekunden von den Knochen nagen konnten. Lange, geschwungene Fledermausohren ragten aus den Häuptern. Mit diesen nahmen sie jede kleine Veränderung in der Luft wahr, sodass sie trotz der etwas zu klein geratenen lederartigen Flügel exzellente Flieger darstellten.

Außer ihren Schwingen besaßen sie noch vier weitere Gliedmaßen. Ein Paar stämmige Beine mit jeweils drei dicken Zehen,

mittels deren Hilfe sie auch auf dem Boden flink vorankommen konnten, und zwei starke Arme mit weiteren drei langen Klauen, die dazu dienten, schreiende Opfer in Reichweite ihres todbringenden Gebisses zu zerren.

Während Nikodem drei Schemmen, die ihm zu nahegekommen waren, mit Zaubern zerschmetterte, sprinteten ein paar Ritter mit ihren Sturmsoldaten an ihm vorüber. Ihr Ziel war eine Traube finsterner Gestalten, die sich links vor ihnen gebildet hatte. Die Menschen zerrissen die Ansammlung mit blitzenden Klingen. Die Szene wurde von brennenden Zelten beleuchtet, die trotz des Regens Feuer gefangen hatten. So konnte Nikodem gut erkennen, dass auch etliche Kinder dem Gemetzel der Menschen zum Opfer fielen.

Das war nicht ungewöhnlich. Schemmen ziehen in der Regel mit ihren gesamten Sippen in den Krieg. Daher werden auch viele ihrer Kinder erschlagen, egal ob diese bereits kämpfen oder krabbeln können.

Normalerweise wäre das Abschlachten von wehrlosen Kindern, egal welchem Volk sie angehören, ein undenkbares Gräuel und eines Ritters nicht würdig.

Doch im Kampf gegen Schemmen ist die Vernichtung der Brut kein unwesentliches Ziel. Nur so kann verhindert werden, dass sich dieses sich schnell vermehrende Volk noch schneller ausbreitet. Jeder Schemm, der nicht das kampffähige Alter erreicht, ist eine Gnade für die anderen Völker. – Zumindest redet sich Nikodem das immer ein, wenn er die herzzerreißenden Bilder von sterbenden Jungen, Mädchen und sogar Kleinkindern mitverfolgen muss.

Auf der anderen Seite stecken die Schemmen eine große Anzahl an Verlusten sehr gut weg. Kleine Schemmen, die noch nicht mitkämpfen können, sind ohnehin entbehrlich. Und wenn sie vorher sterben, wären sie es ohnehin nicht wert gewesen, eine Klinge zu führen.

Die kaltblütigen Krieger wehrten sich beträchtlich: Ihre scharfen Schwertwaffen hieben durch die Rüstungen der Ritter und zerfetzten viele bei lebendigem Leib. Häufig begnügten sie sich damit, die Menschen kampfunfähig zu machen, indem sie ihnen mit blitzartiger Geschwindigkeit Hände und Füße abtrennten. Foltern und töten konnten sie sie hinterher, wenn die Schlacht gewonnen war.

So verloren über dreihundert Ritter ihr Leben in dieser Nacht, und jeder vergossene Tropfen Blut benetzte die Lippen von Kairom, denn so lautet der Name ihres dunklen Gottes.

Trotz des schnellen Angriffs währte der Kampf bis zum frühen Morgen. Unter der blutroten Sonne des anbrechenden Tages überblickte Nikodem das Schlachtfeld. Kein Schemm rührte sich mehr. Blut und zerstückelte Leiber, wohin der Magier auch blickte. Unter dem Geschrei der verwundeten und verstümmelten Menschen versammelten sich große, geflügelte Aasfresser. Der Geruch dieses Festmahls hat sie angelockt. Und so zupften ihre Schnäbel Fleisch und Augen aus Leichen und teilweise auch aus noch lebenden Streitern, die nur zu schwach waren, um sich zu wehren oder um Hilfe zu flehen.

Auch die Magier hatten arge Verluste erlitten. Zehn zogen aus, aber nur drei waren noch am Leben. Nikodem war einer von ihnen, und wie immer fragte er sich, ob er nun den Göttern danken oder sie verfluchen sollte.

»Ein Alptraum für uns, aber ein Fest für sie«, murmelte er zu sich selbst, als er die großen Vögel beim Fressen beobachtete.

»Ein Fest auch für uns, lieber Nikodem. Jeder tote Schemm ist ein Grund, den Jubel in einem Lied hinauszurufen. Mag sein Tod auch noch so teuer erkauft worden sein, ist er doch ein Teil, um unser Überleben zu sichern.«

Nikodem wandte sich zum Sprecher um. Ein Dornritter von circa zwei Meter Größe ist von hinten an ihm herantreten, seine dunkelrote Rüstung blutig und verbeult. Fleischfetzen hingen aus den Furchen ihrer Verzierungen. Er hatte den Helm abgenommen, sodass Nikodem seine Züge deuten konnte. Der Ritter wirkte müde und erschöpft. Und doch funkelten die Augen vor Freude über den errungenen Sieg. Heinrich von Warstein hieß dieser Ritter, legendärer Held des Kaiserreiches und Großmeister des Ordens der Dornritter.

»Nimm es mir nicht übel, wenn ich den Tod so vieler tapferer Streiter beklage. Ich werde wohl alt ... und nachdenklich.

Während meine Haut verrunzelt und ich mehr und mehr zerfalle, muss ich hier die Leiber vieler junger Menschen sehen, deren Leben geendet hat, noch bevor sie überhaupt wussten, was es bedeutet, am Leben zu sein.« Er machte eine kurze Pause. »Und auch für sie tut es mir leid.« Nikodem deutete auf einen der Schemmen-Leichenberge. »Wenn ihre Seelen aus dem Körper gerissen werden, erwartet sie eine Verdammnis, die wir uns kaum vorstellen können. Ihr Fleisch ist Futter für die Geier und ihre Seelen sind Futter für den dunklen Gott.«

Heinrich zog die Augenbrauen nach unten. »So will es der Pakt, den sie mit ihm eingegangen sind. Sollen ihre Seelen in der Unterwelt verrotten.« Dann wurden seine Züge wieder milder, und die Freude des Sieges kehrte zurück. »Du bist ein guter Mann, Nikodem. Ich schätze dich sehr, genauso wie deinen Rat. Aber dein Mitgefühl für diese Kreaturen ist fehl am Platze.«

Heinrich lächelte und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. Danach wandte er sich ab, um nach seinen Ordensbrüdern zu sehen.

Indessen stapfte der Magier durch den matschigen Boden, gedankenverloren an zerfetzten Zelten vorbei, als ein leises Wimmern seine Aufmerksamkeit weckte. Nikodem sah sich um, lauschte und wechselte in die Richtung, aus der er das Geräusch vermutete. Da! Schon wieder! Kommt das aus dem Zelt da vorne?

Nikodem betrat vorsichtig ein halb verbranntes Zelt ganz in der Nähe.

Bei allen Göttern! Nikodems Herz begann wild zu klopfen. Das darf doch nicht wahr sein!

Unter einer toten Schemmenkriegerin fand er ein Bündel mit recht lebendigem Inhalt. Ein Säugling war in eine dreckige Decke gewickelt. Der Säugling drohte unter dem Gewicht der Frau zu ersticken.

Der Magier trat die tote Mutter beiseite, hob den kleinen Schemm auf und betrachtete ihn etwas genauer. Anscheinend handelt es sich um ein Mädchen. Zumindest erweckte das jetzt schon lang gewachsene, seidenweiche, weiße Haar diesen Eindruck. Die Ohrmuscheln des blauhäutigen Säuglings liefen noch nicht ganz so spitz zusammen wie bei älteren Schemmen. Doch bestimmt sind die Augen schon ebenso finster und bösarig wie bei allen Vertretern des dunklen Volkes. Noch aber konnte Nikodem das nicht erkennen, da die Augen geschlossen waren, obwohl das Kind leise ächzte.

Zudem fiel ihm noch eine Kette auf, die um den Hals des Säuglings hing. An dieser Kette war ein kleiner silberner

Anhänger befestigt, auf dem etwas in der Schrift des dunklen Volkes geschrieben stand.

Nikodem konnte die Schriftzeichen lesen, wie jeder Magier, der die Zauberschule von Arkannten besuchen durfte. Die fremdartigen Buchstaben formten nur ein Wort. Nikodem flüsterte es ganz leise, damit ihn niemand hörte. Es war ein schemmischer Mädchenname, also ganz sicher der Name des Kindes.

Wieso trägt dieses Kind eine Kette mit ihrem Namen? Das ist unüblich.

Was sollte er nun tun? Vielleicht wäre es das Beste, dem Mädchen das Genick zu brechen. Schnell und schmerzlos. Das wäre auch viel, viel humaner als das Handeln der Schemmen, würde ihnen ein Menschenbaby in die Hände fallen.

Aber wäre Nikodem dann trotzdem besser als sie? Würde er sich durch diese Tat nicht selbst seiner Würde berauben?

Die Dornritter stellten sich solche Fragen nicht. Wenn ein Schemmenkind getötet werden muss, taten sie es. In ihren Augen war das notwendig zum Schutz der Menschheit.

Doch so vorzugehen, lag nicht in Nikodems Natur. Er ist ein Magier und Gelehrter. Wie könnte er da ein Kind ermorden? Und überhaupt! Wie könnte er danach einem anderen Kind noch etwas beibringen mit dieser Schuld? Er dachte da vor allem an Heinrichs Sohn Gunter. Noch ist der kleine Bursche zu jung für den Unterricht, aber irgendwann in naher Zukunft würde Heinrich Nikodem bitten, seinen Sohn in Disziplinen des Geistes zu unterweisen.

Soll ich das Kind den Rittern übergeben? Doch den Gedanken legte Nikodem ganz schnell beiseite. Denn das liefe ja auf

dasselbe hinaus. Schlimmer noch! Er würde auf die Ritter eine Tat abladen, die er selbst nicht zu tun bereit ist.

Und einfach hier zurücklassen? Nikodem seufzte. Er kann doch keinen Säugling, von welchem Volk auch immer, den unbarmherzigen Mächten der Wildnis überlassen. Der Magier fluchte in sich hinein, und das war schon etwas Besonderes, denn der Magier fluchte nur ganz selten.

Hätte er nur dieses verdammte Wimmern nie gehört. Hätte er doch nur schlechte Ohren, wie viele nicht magiebegabte Menschen seines Alters. Kann er nicht einfach vergreifen, wie ein gewöhnlicher Mensch?

Er seufzte, denn er erkannte nur eine Möglichkeit. Nikodem musste den Säugling einpacken und vorzeitig verschwinden.

Unter einem Vorwand trennte er sich von den Dornrittern. Statt mit ihnen weiter nach Süden vorzustoßen, um die Reste der Schemmenarmee zu zerschlagen, reiste er zurück nach Katzenwinkel. Einige Tage später kehrte auch Heinrich mit seinem Gefolge heim. Nun musste Nikodem das Geheimnis lüften. Konnte er das Schemmenmädchen zumindest für diese kurze Zeit noch vor den Dorfbewohnern verbergen, durfte er dem Ordensmeister den Säugling nicht länger verheimlichen, wenn er Gnade für sie erbitten wollte.

»Sie stirbt!«

»Aber Heinrich! Ich habe noch nicht einmal meine Gründe ausführen können.«

»Sie stirbt«, donnerte der Ritter noch energischer. Der Held war außer sich vor Zorn und versuchte fassungslos zu verstehen, was er gerade von seinem Freund vernommen hatte. »Ich

begreife dich nicht, Nikodem, ich begreife dich nicht. Du bringst einen Feind auf unser Territorium?»

»Heinrich, bitte ...«.

»Nenn mich ›Herr‹ – Weißt du, wie viele Schemmen es bisher geschafft haben, in unser ritterschaftliches Gebiet vorzudringen?«

»Nicht einer, Herr.«

»Bis heute!«, brüllte Heinrich. »Alle Krieger des dunklen Volkes, all ihre böartigen Kreaturen sind an uns zerbrochen. Doch nun kommst du mit einem Säugling ...«. Heinrich deutete auf das schlafende Mädchen, das Nikodem in einem Bastkorb bei sich trug. »Sie stirbt!«

»Dann stürbe meine Ehre ebenfalls«, erwiderte Nikodem mit fester Stimme. »Ich bin nicht wie du, Herr. Ich bin kein Ritter und muss den Regeln eines anderen Gewissens folgen. Ja, ich verfluche den Tag, an dem ich das Wimmern dieses Kindes hörte. Doch ich hörte es – ich sah es, und ich kann meine Augen nicht vor der Verantwortung verschließen.«

Heinrich trabte in seinem Unmut auf und ab, den Blick wie ein Wolf auf das Baby gerichtet. Er schnaubte, dann sagte er: »Ich betone es immer wieder: Du bist ein guter Mann. Vielleicht zu gut für diese Welt.

Du hast viel für unser Land getan, und deine Freundschaft und Loyalität sind mir mehr wert als der Tod dieser verabscheuungswürdigen Kreatur.

So sei es! Du darfst sie behalten. Aber eines Tages ist sie alt genug, eine Waffe zu führen. Eines Tages wird sie kein hilfloses Bündel mehr sein. Wenn dieser Tag gekommen ist, wirst du sie ohne weitere Diskussionen töten!«

Nikodem nickte, verbeugte sich und zog sich leise zurück. Er hatte für dieses Wesen Zeit gewonnen. Sie durfte leben. Es

würde ein sehr trauriges, einsames Leben sein, aber immerhin ein Leben.

1.3

»...ira.« Das Mädchen erwachte aus ihrer Verbitterung, als sie Gunters Stimme registrierte. »Kalaira, wo bist du schon wieder mit deinen Gedanken?«, fragte Gunter. »Händchenhalten mit dem dunklen Gott?«

Kalaira sah ihn verzweifelt an und zupfte gedankenverloren an ihrem blauen Kleid, das etwas heller war als ihre Haut. Dann schlug sie leicht mit ihrem Kissen nach ihm.

»Still, Gunter!«, schimpfte Nikodem. »Erforsche erst mal deinen Verstand, bevor du deinen Mund bewegst!« Seine Augen sahen den Jungen eindringlich an, als wollten sie tief in sein Herz vordringen. Dabei zogen sich die buschigen Augenbrauen zusammen und das alte, sonst so freundliche Gesicht verfärbte sich. Da schämte sich Gunter. Er ließ den Kopf sinken.

»Tut mir leid, Kalaira.«

»Schon gut«, flüsterte das Mädchen. »Du hast ja recht. Ich war gerade bei ihm. Immer wenn ich Geschichten über mein Volk höre, bin ich bei ihm.«

Dann wandte sie sich an ihren Ziehvater: »Aber ich verstehe es nicht, Magnor Nikodem. Wenn Kairoms Pakt mein Volk böseartig werden ließ, wieso spüre ich meine eigene Böseartigkeit nicht?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, hakte Gunter an Nikodem gewandt nach. »Eigentlich müsste Kalaira uns alle hasen, allein schon wegen der vielen Gemeinheiten der Dorfbewohner. Und bei meinen Kameraden darf sie sich schon gar

nicht blicken lassen. Vor kurzem wurde sie an die Aufhängung einer Vogelscheuche gebunden und als Sandsack missbraucht.«

»O ja! Das hat wehgetan. Danke, dass du mir geholfen hast.« Kalaira rieb sich beide Arme, dort, wo die Holzscherter der anstehenden Kämpfer besonders hart getroffen hatten.

Nikodem wiegte nachdenklich den Kopf. »Ich kann dir nicht sagen, mein Kind, warum das Böse noch nicht Besitz von dir ergriffen hat«, gab der Zauberer zu. »Bevor ich dich gefunden habe, war ich fest davon überzeugt, dass der Pakt die Wurzel für die Finsternis der Schemmen ist. Doch du Kalaira, hast mich eines Besseren belehrt. Anscheinend seid ihr doch nicht schon von Geburt an verdorben.« Dann sagte er schnell zu Gunter: »Bitte behellige deinen Vater nicht mit dieser Vermutung. Diese ganze Situation ist schon kompliziert genug.«

Gunter nickte freundlich.

»Die Frage ist nur ...«, fuhr Nikodem fort. »Die Frage ist, was dann für euer boshafte Wesen verantwortlich ist. Es ist durchaus möglich, dass wir unbekannte Faktoren mitberücksichtigen müssen. Die Schemmen haben noch viele unergründete Geheimnisse.«

»Aber dann braucht Kalaira sich nicht zu sorgen«, rief Gunter aufgeregt. »Wenn sie nicht bösartig ist, ist ihre Seele sicher auch nicht verdammt.«

Nikodem schüttelte geknickt den Kopf. »So einfach ist das leider nicht. Zufällig ist der Pakt genau in den Legenden übermittelt worden. Der Pakt schließt alle Schemmen ein, ungeachtet ihrer Gesinnung.«

»Aber das ist nicht gerecht!«, protestierte Gunter. »Ich weiß nicht, wie die anderen Schemmen sind, aber Kalaira hat niemandem etwas getan. Was für ein bescheuertes Spiel treiben die Götter mit uns? Warum helfen sie nicht? ... Ach, sollen sie doch

selbst alle zur Unterwelt fahren. Damit sie sehen, wie es dort ist.«

»Das ist genug, junger von Warstein«, ging Nikodem dazwischen.

»So etwas darfst du nicht sagen«, warf auch Kalaira ein. »Keinem von uns steht es zu, über die Götter zu urteilen. Wir kennen sie ja nicht einmal. Also hör doch bitte auf.

Und was mich betrifft: Ich habe nicht vor, nach meinem Tod zu Kairom zu gehen.« Kalaira lächelte mutlos. »Bestimmt fällt mir etwas ein, wie ich das verhindern kann.«

Gunter und Nikodem sahen sie beide ausdruckslos an.

»Also, ihr glaubt mir doch, oder.«

Da streichelte Nikodem ihr sanft über die Haare und nickte. »Nichts ist ausgeschlossen, kleine Ziehtochter. Und die Zukunft ist noch nicht geschrieben.«

Doch Gunter hatte das klamme Gefühl, dass Nikodem nicht so recht daran glaubte und eine bestimmte ungebetene Zukunft vielleicht doch schon irgendwo zielsicher auf sie zuzusteuern begann.

Nach diesen Worten herrschte nachdenkliche Stille. Kalaira betrachtete die vielen Tontäfelchen, die an den holzverkleideten Wänden hingen. Jede dieser unterschiedlich geformten Tafeln barg ein mystisches Symbol, ein Sinnbild für gewisse Zauber, die Nikodem beherrschte.

Gunters Blick fiel auf Nikodems bronzene Armillarsphäre, die auf einem runden Beistelltisch stand. Deren Zentrum, die Welt Avalgaron, wurde umspannt von mehreren Metallringen, an denen geheimnisvolle Kugeln befestigt waren. Gunter hatte Nikodem schon öfter gefragt, wozu dieses seltsame Gerät

diente, aber von dem alten Mann nur kryptische Antworten erhalten.

Doch jetzt schien er die astronomische Apparatur nicht einmal wahrzunehmen. Sein Blick ging leer hindurch, bis zur Eichtentreppe, die in die obere Etage führte.

Indessen begann die Sonne hinter den fernen Berggipfeln zu verschwinden. Das scheidende Licht erinnerte den Jungen plötzlich daran, dass er pünktlich zum Abendmahl auf Hagnar Dorm, der Festung der Dornritter, zu erscheinen hatte. Jetzt muss er sich schnell von Nikodem und Kalaira verabschieden.

Immer das Gleiche, wenn er den Magier besuchte. Er vergaß einfach die Zeit. Der Unterricht bei Nikodem bot eine nur allzu willkommene Abwechslung zu den kräftezehrenden und schmerzhaften Übungsstunden, die er mit seinen Kameraden abhalten musste.

Gunter besaß nicht viele Kameraden in seinem Alter und schon gar keinen Vertrauten. Die meisten waren Kinder von Rittern. Und mit denen musste er sich im Zweikampf messen, denn sie alle besuchten die Schule des Krieges. Das nahm die meiste Zeit des Tages in Anspruch.

Tatsächlich fand er in Kalaira einen besseren Vertrauten und Freund als bei seinesgleichen. Mit ihr konnte er scherzen und lachen, oder er tröstete sie, wenn sie wieder einmal traurig war.

Mit ihr zu lernen machte Spaß und er freute sich immer, wenn er sie mit seinem Wissen beeindrucken konnte. Hin und wieder stellte er sich auch dumm, nur um Gelegenheit zu bekommen, den erlernten Stoff mit ihr zu wiederholen und somit mehr kostbare Zeit mit ihr verbringen zu können.

Manchmal ertappte er sich sogar bei dem wahnsinnigen Gedanken, Vater zu fragen, ob sie mit den Ritteranwärtern trainieren dürfe, nur damit er ihr nahe sein konnte. Da musste Gunter immer lächeln, wenn er sich das Gesicht seines Vaters vorstellte. Ein Schemmen-Mädchen, das von den Rittern der Menschen zu einer tödlichen Kämpferin ausgebildet wird. Großartige Idee! Wenn er seinen Vater mal wirklich in den Wahnsinn treiben wollte, wäre diese Frage das wohl probateste Mittel.

»Wann sehen wir uns wieder?«, fragte Kalaira Gunter vor der Hütte.

»In drei Tagen, schätze ich«, antwortete Gunter. »Morgen und am Tag darauf nimmt meine Kampfausbildung die komplette Zeit ein. Sie haben gesagt, dass ich und Friedhelm neue Übungen bekommen.«

»In drei Tagen also ...«, überlegte Kalaira. »Bauen wir dann unser Baumhaus weiter? Es fehlt nicht mehr viel, bis es fertig ist.«

»Klar machen wir das! Versprochen!«

»Also gut!« Kalaira und Gunter drückten sich, dann machte sich der Junge auf den Heimweg. »Mach sie fertig und lass dich nicht zu sehr von Friedhelm ärgern«, rief Kalaira ihm noch nach und winkte.

Gunter hob den rechten Daumen und lächelte. Dann verschwand er hinter der Ecke des nächsten Hauses.

Kalaira blieb noch eine Weile vor der Hütte. Leere breitete sich in ihrem Herzen aus, so als ahnte sie schon: Es sollte das letzte Treffen mit Gunter gewesen sein, für eine sehr, sehr lange Zeit.

»Hey, du kleine Hexe! Wisch deinen Kadaver von der Straße!«, rief eine fette Frau zu ihr herüber. Es war immer das Gleiche. Kalaira seufzte, ging ins Haus zurück und schloss die Tür.

2

»Du kommst spät, Gunter! Wieder einmal«, ermahnte ihn ein stämmiger Mann, nachdem er den Speisesaal betreten hatte. Im Hintergrund klapperte Geschirr, Tonkrüge wurden auf Tische geklopft, und im Saal vermischten sich die Stimmen der Anwesenden zu einem unverständlichen Raunen. Hin und wieder ein Lachen oder Husten, wenn man sich verschluckt hatte.

Das Gesicht des Mannes, der Gunter beim Betreten des Saals angesprochen hatte, war fast vollständig hinter einem roten, kurz geschnittenen Bart verborgen. Eine breite Narbe lief quer über seine Stirn, und eine weitere zerfurchte seinen Bart an der linken Backe.

Das Alter des Mannes ließ sich nur schwer schätzen, aber in seinen ernsten, braunen Augen spiegelte sich die Erfahrung vieler Jahre wider. Dennoch lagen diese aufmerksamen Augen kaum in Falten. Seine Nase sah aus, als wäre sie mehrere Male gebrochen gewesen, zumindest wies sie einen leichten Höcker auf.

Gunter trat näher an den großen runden Tisch, an dem der Mann mit seinen vertrautesten Rittern das Abendmahl einnahm. Links neben dem Mann saß eine Frau, die vielleicht dreißig Jahre sein mochte. Sie nickte Gunter freundlich zu. Ihre schwarzen Haare waren zu einem Zopf nach hinten geflochten.

Gunter schenkte ihr einen stillen, freundlichen Gruß, dann wandte er sich an den Mann:

»Verzeih mein Zuspätkommen, Vater. Ich habe den vergangenen Legenden gelauscht und dabei die Zeit aus den Augen verloren.«

»Ein Mann, der Vereinbarungen nicht einhält, ist genauso wenig wert wie ein Mann, der zu festgesetzten Zeiten nicht erscheint!

Denkst du, der Feind wartet, bis du damit fertig bist, in der Vergangenheit zu schwelgen?«

»Nein, Vater!«

»Denkst du, eine Schlacht kann gewonnen werden, wenn die Kämpfer nur nach Lust und Laune erscheinen?«

»Bestimmt nicht, Vater.«

»Denkst du, es erfreut deine Gefährten und Verbündeten, wenn du Zusagen nicht einhältst?«

»Es wird bestimmt nicht wieder vorkommen, Vater«, sagte Gunter mit gesenktem Kopf.

»Hier gebe ich dir recht, Gunter! Es wird nicht wieder vorkommen. Nach dem Abendmahl sehe ich dich in der Bibliothek. Ich habe mit dir zu reden. Und jetzt geh auf deinen Platz und iss.«

Gunter hatte bei Heinrichs Worten kein gutes Gefühl. Sein Herz verkrampfte sich noch mehr, als er den mitleidigen Blick seiner Mutter bemerkte. Helena von Warstein löffelte neben ihrem Mann eine Rindersuppe, doch wortlos gab sie Gunter zu verstehen, dass Pläne geschmiedet worden waren, die ihr zwar nicht gefielen, sie aber doch nicht abwenden konnte.

Gunter schluckte, nahm seinen Platz bei den anderen Ritterknappen an einem der hinteren Tische ein und begann ohne Appetit zu essen.

Danach machte er sich frisch, schlüpfte in eine dunkle Hose und zog sein hellbeiges Leinenhemd darüber, das mit dem fein bestickten Blattmuster um den Halsausschnitt. Nun war er bereit, seinem Vater gegenüberzutreten. Am späteren Abend betrat er die Bibliothek der Dornritter. Dieser Hort alten Wissens war von der Fläche her überschaubar, aber die Wände erstreckten sich über mehrere Etagen nach oben, nur abgetrennt durch schmale Holzgesimse, deren Geländer nur unterbrochen wurden, um einen Zugang über Leitern oder weiter unten über Holztreppen zu gewähren.

Wohin man auch blickte, reichten vollgestopfte Bücherregale bis zur Decke, von der über die Bibliothek verteilt, unzählige warm leuchtende Lampen an langen, dünnen Seilen herunterhingen. Einzig das hohe Fenster gegenüber der Eingangstür und der Kamin an der seitlichen Wand unterbrachen die Regale.

Vor dem Fenster hatte Heinrich von Warstein Platz genommen, auf seinem Lesestuhl, der fast schon wie ein Thron aussah. Der Stuhl bestand aus schwarzem Holz, war ungepolstert, doch seine hohe Rückenlehne zeigte über beide Seiten hinweg geschnitzte Rosen, wobei die Blüten auffallend klein gehalten waren, die Dornen jedoch so gewaltig herausstachen, dass man sich leicht an ihnen verletzen konnte, wenn man keine Vorsicht walten ließ.

Heinrich sah auf, als Gunter hereinkam, blieb aber sitzen. Zum Abend hin trug er legere Kleidung. Ein roter Samtumhang fiel von einem dunklen, schienbeinlangen Lederwams. Er

winkte Gunter heran und deutete ihm an, sich vor ihm auf einen kleinen Teppich niederzulassen.

Als Heinrich zu sprechen begann, sollte Gunters Ahnung Gewissheit werden: »Gunter! Es ist an der Zeit, deine Ausbildung in eine neue Richtung zu lenken.«

»In eine neue Richtung?«

»Ich habe beschlossen, dich morgen nach Arkannten zu schicken, zu den Cal-Tarann. Sie werden dich in eine Kriegskunst einführen, die vielen gewöhnlichen Kämpfern verschlossen bleibt.

Gunter war baff. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, was das bedeutete. »Du schickst mich weg?«

»Ich habe den Kaiser gebeten, sich persönlich bei den Cal-Tarann für dich einzusetzen, und sie haben dich angenommen.

Das ist eine große Ehre, Gunter. Nur die hoffnungsvollsten Schüler kommen in ihre Reihen. Zudem wirst du in unserer Reichshauptstadt völlig neue Eindrücke sammeln. Du hast ja keine Vorstellung davon, wie groß Arkannten ist. Wenn du die Stadt einmal erlebst - ihren Zauber, ihre Kultur, bekommst du eine Ahnung davon, was wir im Ewigen Krieg verteidigen müssen.«

»Aber ich will kein Klingenmeister werden. Ich bin ein Dornritter wie du.« Heinrichs Entscheidung traf Gunter wie ein Schlag ins Gesicht. Schlimmer noch: Glaubte Gunter jetzt zu wissen, wie sich ein Kämpfer fühlen muss, dem gerade eine kalte Klinge in die Brust gestoßen wurde.

Gunter wollte seine Heimat nicht auf diese Weise verlassen. Er wollte mit seinen Kameraden in den Krieg ziehen, wenn die Zeit gekommen ist. Ja, er war sogar bereit, für seine Heimat zu sterben. Auch für Arkannten. Aber was sollte er dort? Was sollte er bei den geheimniskrämerischen Cal-Tarann, die man im

Volksmund einfach nur ›Klingenmeister‹ nennt? Wussten diese Leute überhaupt, wie man richtig kämpft? Gunter hatte nur sehr schwammige Geschichten über sie gehört.

Nein! Er wollte nicht gehen. Er wollte nicht von seiner Familie und seinen Kameraden getrennt werden. Und vor allem wollte er nicht von ihr getrennt werden.

»Bitte, Vater!« Es fiel ihm schwer, seinen Schrecken zu verbergen. »Überdenke deine Entscheidung. Du selbst bist ein Held des Reiches. Die wenigsten können sich mit dir messen. Was kann mich ein Fremder lehren, was du mir nicht viel besser beibringen kannst?«

Heinrich brummte. »Ja, das stimmt schon! Da ich nach den unzähligen Schlachten noch am Leben bin, muss ich wohl ein recht fähiger Kämpfer sein. Aber Junge, ich bin nur ein einzelner Mann. Die Klingenmeister sind die Elitekämpfer des Kaisers und verkörpern den zu Fleisch gewordenen Krieg. Sie können dich Dinge lehren, von denen selbst ich nicht viel verstehe.«

»Pah! Und weil sie so gut sind, werden sie kaum in den Legenden erwähnt«, spottete Gunter.

»Doch werden sie«, widersprach Heinrich. »Aber in keinen, die an jeder Straßenecke erzählt werden.«

»Aber warum nur so schnell und plötzlich?«

»Du musst lernen, dich mit dem Unerwarteten zu arrangieren, Gunter. Solche Situationen werden dir im Leben immer wieder begegnen. Zumindest das kann ich dir noch beibringen. Morgen, bei Sonnenaufgang, beginnt deine Reise!«

Bei Sonnenaufgang? Nein! »Aber dann habe ich noch nicht einmal Zeit, mich... von meinen Kameraden zu verabschieden.«

»Du hast heute Abend noch genug Zeit dafür. Da kannst du dich von deiner Mutter und deinen Waffenbrüdern verabschieden.«

»Und ...« Gunter versuchte, so teilnahmslos wie möglich zu wirken. »Was ist mit Nikodem?«

»Zu Nikodem werde ich einen Boten senden. Gleich morgen. Deine Abschiedsgrüße werden begleitet von meinem aufrichtigen Dank. Aber seine Dienste als dein Lehrmeister werden nicht mehr benötigt.«

Verzweifelt suchte Gunter nach einem Vorwand, Nikodem noch einmal persönlich zu sehen. Er suchte nach Ausflüchten, denn er durfte ihren Namen nicht erwähnen.

Heinrich lächelte gequält, denn der Sturm der Gefühle im Herzen seines Sohnes war nicht zu übersehen. »Es ist klug von dir, zu versuchen, deine Gefühle vor mir zu verbergen. Weniger klug ist es, zu glauben, ich würde es nicht bemerken.

Auch wenn du mir das jetzt noch nicht glauben wirst: Es ist besser, wenn du das Schemmen-Mädchen nicht wiedersehst.«

Endlich glaubte Gunter zu begreifen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Mit unterdrücktem Zorn meinte er: »Also ist sie der wahre Grund für meine plötzliche Abreise! Warum Vater? Was hat sie uns jemals getan? Wieso all der Hass?

Du magst zwar die Macht haben, uns zu trennen, aber über meine Gefühle bestimme nur ich. Und ich lasse mir euren Hass nicht aufdrängen.«

Gunter rechnete mit einer lauten Erwiderung seines Vaters, aber zu seiner Überraschung blieb Heinrich freundlich: »Du verkennst mich, Gunter. Es lag nie in meiner Absicht, dir Meinungen oder Gefühle aufzudrängen.

Nein! Deine Mutter und ich, wir sind sehr stolz auf dich, weil du deinen eigenen Willen und deinen eigenen Verstand einsetzt.

Schon in deinen jungen Jahren bist du bereit, dir selbst ein Bild von den Dingen zu machen, und das beweist du, indem du deine Freunde aussuchst, ohne dich von anderen beeinflussen zu lassen. Dein Charakter ist stark. Aber du bist noch sehr unerfahren.

Und jetzt pass gut auf! Wenn es wirklich nur darum ginge, dich von dem Schemmen-Mädchen fernzuhalten, hätte ich Nikodem doch nie erlaubt, dich zu unterrichten.«

»Das begreife ich nicht«, flüsterte Gunter verwirrt. »Warum muss ich dann gehen? Warum soll ich Kalaira nicht wiedersehen?«

Heinrich strich nachdenklich über sein Kinn. Fast schien es, als müsste er sich erst die richtigen Worte zurechtlegen:

»Es wird eine Zeit kommen, da ich dich nicht länger vor den Gefahren dieser Welt beschützen kann, Gunter. Du wirst viele schlimme Dinge erleben. Ich weiß das, weil wir alle diese Dinge erleben: Tod, Trauer! Hass, Gewalt!

Vor allem aber wirst du lernen, was es bedeutet, zu leiden. Es steht nicht in meiner Macht, dir diese Erfahrungen abzunehmen, und ich möchte es auch nicht. Jedoch kann ich dein Leiden noch ein wenig verzögern. Qualen und Schmerzen werden dich noch früh genug heimsuchen. Du brauchst kein Schemmen-Mädchen, das dich diese Dinge schon vorzeitig lehrt.«

»Aber was redest du? Kalaira fügt mir doch kein Leid zu. Ich habe sie gern. Und in ihren Gedanken ist kein Platz für böse Dinge.«

»Noch nicht, Gunter. Ihr seid noch Kinder, aber ihr werdet älter. Und mit dem Alter kommen die Probleme.

Eben weil du sie magst, wird sie dir irgendwann auf irgend-eine Art und Weise das Herz zerreißen.«

»Niemals!«, rief Gunter fassungslos. »Das glaube ich nicht! Sie ist nicht wie die anderen Schemmen.«

»Selbst wenn du recht hast – überlege doch: Nikodem ist alt. Was vermutest du, wird geschehen, wenn er stirbt? Kalaira hat dann niemanden mehr, der sie beschützt. Die Menschen im Dorf fürchten Nikodems Magie, doch wenn er nicht mehr da ist, werden sie kommen und das Mädchen auf den Scheiterhaufen werfen.«

Hinzu kommt der Befehl, den er Nikodem gegeben hatte. Sollte der Zauberer noch lange genug leben, würde er Kalaira eines Tages töten müssen. Doch davon würde er Gunter verständlicherweise nichts erzählen. Wie man es dreht und wendet: Ihr Schicksal ist besiegelt.

»Sie wird sterben, Gunter. Und du vielleicht mit ihr, wenn du es wagen solltest, ihr zu helfen.«

Gunter wurde fahl vor Schreck. »Nein!«, rief er. »Nein, das darf nicht sein! Bitte, Vater, schick mich nicht fort.«

»Es ist beschlossen!«

Gunter schüttelte wie in Trance den Kopf. »Du wirst mich nach Arkannten prügeln müssen. Ich habe auch meine Ehre. Wie könnte ich mich noch im Spiegel anschauen? Und wo bliebe ich da von Leid verschont?«

Gunter und Heinrich sahen sich lange stillschweigend an. Heinrich konnte Gunters Argumente nachvollziehen. Der Junge ist erstaunlich helle, ganz wie die Mutter, und ebenso starrköpfig wie sein Vater. Jedoch wusste Heinrich im

Gegensatz zu ihm, wann es Zeit ist, seine Starrköpfigkeit zu überwinden.

Henrich holte tief Luft und nickte. »So sei es! Hier ist unser Handel: Reise morgen nach Arkannten und ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um diese Schemm zu schützen.«

Heinrich sah schon das verschmitzte Lächeln des Zauberers, der ihm so hinterhältig eine Schemm auf seine Ländereien geschmuggelt hatte. Denn mit diesem Handel war natürlich auch sein Befehl an Nikodem hinfällig geworden.

Gunter atmete auf. Er wollte immer noch nicht gehen, aber nun brauchte er sich wenigstens keine Sorgen um die Zurückgelassenen zu machen. Er verstand: Das war das Beste, was er hier erreichen konnte. »In Ordnung. Ich reise morgen nach Arkannten.« An alles Weitere wollte er nicht denken. »Ich danke dir, Vater!«

Gunter verließ die Bibliothek und suchte seine Mutter auf, um sich von ihr zu verabschieden. Heinrich blieb nachdenklich zurück.

»Danke mir nicht, Junge«, murmelte er. »Ich habe dir keinen Gefallen getan. Niemand kann seinem Schicksal entgehen. Dieses Schemmen-Mädchen wird sterben.«

Nach diesen düsteren Worten zündete sich Heinrich eine Pfeife an. »Oh, Nikodem«, seufzte er, nachdem der knisternde Tabak endlich die richtige Temperatur erreicht hatte. »Was hast du nur getan? Du hättest sie niemals hierherbringen dürfen.«

Damit sank Heinrich tief in seinen Lesestuhl zurück. Der Wind wehte leicht zum Fenster herein und brachte das Feuer des Kamins zum Tänzeln.

»Ich hab' getan, was mir entspricht, mein lieber Heinrich«, murmelte Nikodem weit entfernt in seiner Hütte.

Der Zauberer benötigte Heinrichs Boten nicht für diese Neuigkeiten. Wann immer sein Name von anderen ausgesprochen wurde, begann eine seiner Tontafeln an der Wand zu leuchten, und es war ihm möglich, dem Gespräch in seinem Geist zu lauschen, wenn er das wollte.

»Hast du etwas gesagt, Magnor Nikodem?« Kalaira hatte aufgehört zu sticken und sah zu ihm hinüber.

»Nein, mein Kind, ich habe nur wirres Zeug vor mich hingemurmelt.«

Nikodem wusste, dass Heinrich in Bezug auf ihn die Wahrheit gesagt hatte. Er war ein Magier, und die Magie kann das Leben beträchtlich verlängern. Aber sie macht ihn nicht unsterblich. Er konnte fühlen, dass seine Zeit schon bald kommen würde. Er stellte sich diesem Gedanken nicht gerne, denn das hieß, seine Pflegetochter allein in einer feindlichen Umgebung zurückzulassen.

Er hatte für sie getan, was er konnte. Wenn Heinrich sie beschützen würde, nachdem Nikodem einmal den letzten Weg beschritten hatte, lägen die Chancen für sie gar nicht so schlecht, am Leben zu bleiben.

Trotzdem nagte eine latente Unruhe in ihm. Er spürte, dass Kalairas Überleben von entscheidender Wichtigkeit ist. Er teilte nicht Heinrichs Glauben an Kalairas Tod. Ihr war eine Aufgabe gegeben.

Und Gunter? Oft hatte Nikodem die Runen zu ihm befragt, doch die Zukunft des Jungen wollte sich nicht enthüllen. Würde er Kalaira beiseitestehen, wenn die Zeit gekommen ist?

Oder würde er zu ihrem schlimmsten Feind? Die Runen gaben keine klare Auskunft.

Eines wusste der Magier dennoch: Nur ein Wesen von besonderer Macht kann sein Schicksal derart beeinflussen, dass nicht einmal die mächtigen Runen dessen Zukunft zu deuten wussten.

Jetzt bestellen und weiterlesen:

<https://buchshop.bod.de/die-legenden-von-avalgaron-michael-sagenhorn-9783695144488>